Buchbesprechung

Autor(en): **Deplazes, Lothar / Simonett, Jürg**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): **- (1989)**

Heft 6

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Buchbesprechung



Martin Bundi

Frühe Beziehungen zwischen Graubünden und Venedig (15./16. Jahrhundert).
Mit Anhang: Texteditionen, Auszüge und Regesten 1307–1603. Hg. vom Staatsarchiv Graubünden, Chur 1988 (Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte Bd. 2). 419 Seiten mit 18 Abbildungen.

Mit diesem Werk schliesst Martin Bundi eine breite Lücke in der umfangreichen Bündner Geschichtsforschung, denn gründliche Studien über die frühen Beziehungen zwischen Bünden und Venedig fehlten, während ein reiches Schrifttum das rätisch-mailändische Verhältnis erhellt. Freilich konnte der Verfasser zahlreiche Einzelbeiträge zu seinem Thema in der italienischen, schweizerischen und deutschen Forschung auswerten, aber eine Zusammenfassung der bisherigen Erkenntnisse hätte nicht befriedigt. Mit bewundernswerter Arbeitsenergie trieb Martin Bundi eigene Quellenstudien in in- und ausländischen Archiven. Eine gute Ausgangslage boten ihm die im Bundesarchiv Bern aufbewahrten 96 Bände mit Abschriften von venezianisch-bündnerischer Korrespondenz und diplomatischen Akten, die Victor Cérésole Ende des 19. Jahrhunderts besorgt hat.

Der wertvolle Anhang von 124 Dokumenten, von denen viele erstmals ediert sind, stellt eine repräsentative und vielfältige Auswahl der benutzten Quellen dar: diplomatische Akten und Privatbriefe, Reisebeschreibungen, Bündnisse, Kaufverträge, Vollmachtbriefe usw., aber auch seltene Quellen wie zwei Testamente und ein Lehrvertrag von Bündner Auswanderern ins Venezianische.

Der 270 Seiten umfassende Darstellungsteil trägt zu Recht den allgemeinen Titel «Beziehungen», denn behandelt werden möglichst alle in den schriftlichen Quellen erfassbaren wirtschaftlichen, sozialen, politischen und kulturellen Aspekte. Die Arbeit ist weitgehend chronologisch in fünf Kapitel gegliedert. Das erste Kapitel ist dem Mittelalter gewidmet, der Schwerpunkt liegt im 16. Jahrhundert. Die Kapitel sind

nicht immer aufeinander abgestimmt, aber ein ausführliches Inhaltsverzeichnis lässt thematische Überlappungen (Verkehr, Handel, Auswanderung, religiöse Beziehungen) leicht erkennen. Hier seien nur einige Leitthemen vorgestellt und besprochen.

Auswanderung und Handelsverkehr

Die gewerbliche Auswanderung und der Güterexport aus dem churrätischen Raum nach Venedig sind erst seit der Mitte des 15. Jahrhunderts belegt, doch spricht ein historischer Rückblick von 1764 (Anhang, Dok. Nr. 9) über Einwanderungsschübe seit der grossen Pest von 1348. Die ersten nachweisbaren Bündner in Venedig waren Bäcker aus dem Engadin und Bivio. Im 16. Jahrhundert nahm die Auswanderung rasch zu. Die Bündner bevorzugten die Berufe der Zuckerbäcker, Scherenschleifer, Gürtler und Fenstermacher oder betrieben Schnapsläden und Kaffeestuben. Die Emigranten aus den Bündner Untertanengebieten sind eher unter den Zimmerleuten, Maurern, Schmieden, Kesselmachern und Salsizherstellern anzutreffen. Es gelingt Bundi, anhand aussagekräftiger Einzelquellen die berufliche Organisation, die Lehrzeit, Geschäftsbedingungen und allgemeine soziale Zustände der Auswanderer zu erfassen. Viele Bündner hielten sich als Saisonniers ohne Familie in Venedig auf. Eine beträchtliche Zahl besass eigene Gewerbebetriebe mit Lehrlingen und Gesellen. Zur unteren sozialen Schicht der Handwerker gehörten die Messer- oder Scherenschleifer. Aus den Pfarrbüchern lässt sich das tragische Schicksal der Familie eines Bündner Scherenschleifers in Venedig rekonstruieren. Er hatte aus drei Ehen elf Kinder, die bis auf zwei unmittelbar nach der Geburt oder in jungen Jahren starben, und die Ehefrauen starben mit 25, 26 und 40 Jahren. Dieses Elend der Auswanderer ist mit «Frühgeburten, mangelnder Hygiene, Ernährung, Pflege und Betreuung» zu erklären und kontrastiert mit den «glorreichen Darstellungen und Biographien berühmter Auswandererdynastien» (S. 165).

Der Hauptexport bestand erwartungsgemäss aus Vieh und landwirtschaftlichen Produkten. Seit 1497 sind Bündner Viehhändler aus dem Grauen Bund auf venezianischen Märkten nachzuweisen. Die Ausfuhr des Engadiner Fettkäses, dessen Herstellung die Bündner nach Bifrun 1526 aus Italien übernommen hatten, ist erst für 1587 direkt bezeugt. Nach einem Bericht von Giacomo Maffei aus Bergamo «wurde es um 1590 Mode, sich mit Käse aus den Bündner Bergen einzudekken» (S. 174). Die Bündner Gesandten, vor allem mehrere Salis und Gallus de Mont aus dem Lugnez, rangen erfolgreich um Befreiung von persönlichen Zöllen, von der Visitation des persönlichen Gepäcks und um das Recht, Waffen zu tragen zur Verteidigung gegen räuberische

Überfälle. Handel in grösserem Ausmass betrieben Kaufleute aus den Untertanengebieten, so die Lumaga, Vertemà und Brusasorico aus Plurs oder die Pellizzari aus Chiavenna und die Bremarazzi aus dem Veltlin. Sie handelten mit Tuch und Seide, Lavezgeschirr, Gewürzen, Papier und Wein, Gold und Silber, und ihre Verbindungen reichten von Venedig, Genua und Lyon bis nach Norddeutschland. Für ihre wirtschaftlichen und persönlichen Interessen, etwa den Zugang zum Fondaco bei Tedeschi und den Schutz gegen die mailändische Inquisition, setzten sich die Drei Bünde energisch ein.

Aus dem Venezianischen importierten die Bündner vor allem Korn und Salz, Waffen und Munition. In Hungers- und Teuerungszeiten entfaltete der Freitstaat der Drei Bünde eine rege diplomatische Tätigkeit, um seine Bevölkerung einschliesslich der Untertanen mit den Grundnahrungsmitteln zu versorgen. Die Interventionen lassen erkennen, dass die Drei Bünde im 16. Jahrhundert und bis zu den Bündner Wirren aussenpolitisch doch relativ geschlossen auftraten, wenn es auch an eigenmächtigen und falschen Gesandten nicht fehlte. Im Zusammenhang mit dem Waffenhandel wurde auch der Bündner Bergbau gefördert, wobei die überlegenen technischen Kenntnisse von Werkmeistern aus Brescia und Bergamo entscheidend blieben. Der Handelsaustausch und der Tausch von Ideen zwischen Venedig und Bünden erfuhr durch den von den Eroberern 1514 gegründeten Markt von Tirano, der internationale Bedeutung erlangte, einen mächtigen Aufschwung.

Ausbau der Passstrassen und Kenntnis der Topographie

Wie in seiner «Besiedlungs- und Wirtschaftsgeschichte Graubündens im Mittelalter» behandelt der Verfasser auch im vorliegenden Buch die geographischen und topographischen Voraussetzungen der Verkehrspolitik mit grosser Sachkenntnis. Er konnte die grundlegenden Studien von Tullio Urangia Tazzoli und Adriano Allegri sowie reiche Quellen auswerten und scheute sich nicht, verschüttete Passwege persönlich in Augenschein zu nehmen.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts verschob sich der venezianisch-bündnerische und internationale Verkehr von der Achse Brescia–Apricapass–Tirano–Bernina–Albula einmal nach Osten hauptsächlich zur Achse Val Camonica–Gaviapass–Bormio–Münstertal–Etschtal beziehungsweise Bormio–Passo di Fraele–Engadin, andererseits nach Westen zur Achse Bergamo–Val Brembana–Passo Giogo oder di Averara (San Marco)–Morbegno mit Anschluss in verschiedenen Richtungen. Die Gründe für die Erweiterung des Verkehrsnetzes und den Ausbau der Strassen und der Infrastruktur (Hospize, Susten,

Zollstätten) waren vielfältig. Immer strebte man nach möglichst tiefen und wintersicheren Pässen. Neben den staatlichen spielten regionale und persönliche Interessen eine nicht geringe Rolle. So wollte Venedig die westliche Route durchs feindliche mailändische Gebiet meiden. Die arme Bevölkerung der Val Brembana setzte sich hingegen für die San Marco-Strasse ein, um wirtschaftliche Vorteile (Handel und Warentransport) und einen demographischen Aufschwung zu erreichen. Baptista Salis-Soglio, einer der reichsten Bündner seiner Zeit, förderte den Ausbau der Nebenstrasse von Fusine in die Val Madre und über den Passo di Dordona ins Bergamaskische, weil er Verhüttungsbetriebe und Schmieden am Eingang zur Val Madre besass.

Gestützt auf eine grundlegende Studie von Rémy Scheurer und auf eigene Forschungen beschreibt der Verfasser die Einrichtung eines Postdienstes von Solothurn nach Chur und über die Pässe Albula, Bernina und Aprica nach Venedig. Französische Kuriere mit wichtigen Depeschen umgingen die mailändischen Strassen auf eidgenössischem und bündnerischem Gebiet. Der in Chur residierende französische Gesandte organisierte wichtige Einzelsendungen und ermöglichte wohl auch den Postdienstvertrag von 1548. Diesen Durchgangsverkehr behandelt der Verfasser in einem Abschnitt mit dem attraktiven Titel «Die Bündner Topographie als Kommunikationsfeld zwischen Frankreich und Venedig.» Hauptthema sind auch hier die venezianisch-bündnerischen Beziehungen, die nach der stürmischen Zeit der Reformation (1524–1531) sich ruhig entfalteten. Bündner und Eidgenossen waren nicht nur die rezipierende Seite. Grundlegende Kenntnisse der rätischen Topographie verdankten die Venezianer dem 1528 verfassten und 1538 in Basel auch in lateinischer Übersetzung veröffentlichten Werk «Uralt wahrhaftig Alpisch Rhetia» von Aegidius Tschudi, dem bedeutenden späteren Chronisten, Staatsmann und Vertreter der Gegenreformation in der Eidgenossenschaft. Das Exemplar der Kantonsbibliothek Graubünden stammt aus einer venezianischen Buchhandlung. Tschudis berühmte Karte der Schweiz war grundlegend für die «Germania»-Karte des Natalis Bonifacius und für die Schweizer Karten von Antonio Salamanca, Pablo Forlani, Antonius Maginus und Abraham Ortelius. Auf Tschudi und Vadian stützte sich das Werk «Rhetia, sive de ritu et moribus Rhetorum» von Franciscus Niger, einem venezianischen Glaubensflüchtling, der als Lehrer, evangelischer Prediger, Humanist und Schriftsteller vor allem in Chiavenna wirkte. Ihr Wissen über die Geographie, Kultur und die politischen Verhältnisse der Drei Bünde bezogen die Venezianer zudem aus den Werken von Pier Paolo Vergerio und Ascanio Marso und aus anonymen Berichten (Relationen, hg. v.V. Cérésole).

Politische Beziehungen vor und nach der Eroberung des Veltlins 1512

Ausführlich untersucht Bundi die provenezianische Politik der Bündner vom 15. bis zum beginnenden 17. Jahrhundert. Eine Zäsur bildete natürlich die Eroberung des Veltlins 1512, wodurch die Drei Bünde direkte Nachbarn der venezianischen Republik wurden. Im 15. Jahrhundert waren vor allem die Bischöfe von Chur und die Grafen von Werdenberg-Sargans an Kontakten mit Venedig interessiert. Die rätische Expansion nach Süden wird durchaus in einem weiten politischen Kontext untersucht, wobei das Spannungsfeld zwischen Venedig und Mailand wichtig blieb. Der Autor identifiziert sich mit dem venezianischen Standpunkt gegen die immer «verhassten» Visconti, während neuere Forschungen, etwa von Giorgio Chittolini, die Bildung des starken mailändischen Regionalstaates nicht weniger positiv beurteilen als die venezianische Eroberung der Terra ferma.

Zur breit dargestellten Vorgeschichte der Eroberung des Veltlins seien einige ergänzende Hinweise erlaubt. Unberücksichtigt bleiben etwa die Besetzung Chiavennas im päpstlichen Auftrag 1374, in der auch der Bischof von Chur und Thomas Planta involviert waren, oder der Versuch Bischof Hartmanns, als Gegenleistung für seine Reichsdienste beim Italienzug König Ruprechts 1401 seine beanspruchten Gebiete, vor allem wohl Bormio und Chiavenna, zu erobern. Zur Legitimation der Eroberung von Bormio, dem Veltlin im engeren Sinne und Chiavennas diente nicht nur die Mastinische Schenkung. Auf Bormio erhoben die Bischöfe wohl auch gewohnheitsrechtliche Ansprüche (Lehensempfang vom Bischof noch 1336), und für Chiavenna verfügten sie über (teilweise freilich widersprüchliche) Schenkungsurkunden und Briefe der Ottonen, Salier, Ludwigs des Bayern, Karls IV. und Maximilians. Mit Recht vermutet Bundi, dass die Drei Bünde auch die Eroberung von Bormio, Veltlin und Chiavenna in den Wormser Zügen von 1486/87 mit der Mastinischen Schenkung begründeten, doch scheinen direkte Quellenbelege zu fehlen, und die Kaiserprivilegien für Chiavenna dürften auch eine Rolle gespielt haben. 1516 bestätigte Kaiser Maximilian dem Bischof die Diplome der Ottonen, Konrads II. und Karls IV. sowie die Mastinische Schenkung. Die Drei Bünde, die keine eigenen Legitimationsmittel besassen, wehrten sich begreiflicherweise gegen die feudalen bischöflichen Ansprüche und bemühten sich ihrerseits um eine reichsrechtliche Anerkennung der Untertanengebiete.

Im Jahre 1411 soll Guglielmo de Tengatino im Stadtrat von Brescia in einer fulminanten Rede für ein Bündnis seiner politisch gefährdeten Kommune mit den «Suizzeri et Grigioni» geworben ha-

ben. Das Projekt scheiterte. Die in einer Abschrift überlieferte Quelle ist in Italien spätestens seit der Publikation des «Codice Diplomatico Bresciano» von Federico Odorici 1857 bekannt, ihre Echtheit wurde teilweise angefochten, aber Ginevra Zanetti hat sie in der repräsentativen «Storia di Brescia» (Bd. 1, 1963) ernst genommen. Die Stelle «con l'eletti o con l'armi» statt erwartungsgemäss «con le leggi o con l'armi» (S. 290) ist wohl auf den Kopisten oder Übersetzer zurückzuführen. Martin Bundi hat das Verdienst, diese interessante, ja faszinierende Quelle für die Bündner Geschichte entdeckt, ediert und vielseitig gedeutet zu haben (erstmals in der Festschrift für P. Iso Müller). Er sieht keinen Anlass, den Text «als unecht zu taxieren» und lässt die Frage offen, ob es sich um eine Abschrift oder Übersetzung vermutlich aus dem 17. Jahrhundert handelt. Wer die Echtheit der Rede bezweifelt, muss allerdings auch die Motive einer Fälschung oder Verunechtung nennen, und aussagekräftig bleibt die Quelle allemal.

Das Bündnis war gegen jeden Feind gerichtet und zielte auf eine staatliche Einheit: «faremo tutti insieme una Republica». Man muss Bundi beipflichten: es besteht eine gewisse Parallele zwischen der bündnerischen und der eidgenössischen Südexpansion zu Beginn des 15. Jahrhunderts (Leventina, Eschental); das Bündnisprojekt von 1411 sah allerdings politisch gleichwertige Partner vor. Als frühere Feinde Brescias bezeichnete Tengatino den Kaiser Barbarossa, Ezelino (da Romano), die Scaliger und Visconti und nicht etwa (was als Indiz einer späteren Fälschung gelten müsste) die Venezianer, die Brescia 1426 annektierten. Den bedeutenden politisch-ideologischen Gehalt der Rede, vor allem das Streben nach dem Glanz und der Machtentfaltung der altrömischen Republik, führt Bundi auf die Tradition Arnolds von Brescia und Cola di Rienzos zurück.

Aber die Rede gibt auch einige Rätsel auf. Die Art, wie der Redner über «esperienza», «gran virtù politica», «libertà . . . ben conditionata» usw. spricht, ist sehr bemerkenswert und wäre auch unter dem Einfluss Machiavellis denkbar. Sollte es sich um die Kopie einer Rede in altitalienischer Sprache handeln, so verdiente die Quelle überregionale Beachtung. Überraschend ist auch der Begriff «Grigioni» schon 1411 (vgl. Rät. Namenbuch II S. 713 f.), er war nach Bundi jedenfalls in Venedig erst um 1500 geläufig (S. 80). Mit einer neuzeitlichen Übersetzung aus dem Lateinischen wären Stil und Terminologie der Rede leichter vereinbar als mit einer Abschrift eines italienischsprachigen Originals, aber die Zufälligkeit der Quellenüberlieferung sollte man auch nicht unterschätzen. Zudem: Wer waren die «Grigioni» von 1411, die unzutreffend als «confinanti» Brescias bezeichnet werden, wer die «nobilissima Lega», die Brescia als Gerichts- und als

Tagungsort der Gesandten einer rätisch-brescianischen Republik anerkannte? Eine ungelöste und schwierige Frage, wenn man an die staatliche Zersplitterung und an die noch ungefestigte bündische Bewegung im churrätischen Raum denkt. Von einzelnen Feudalherren und/oder Gerichtsgemeinden konnte Brescia den erforderlichen militärischen Schutz gegen italienische Fürsten sowie die Funktion einer festen Vormauer gegen die Völker des Nordens, wie es im Text heisst, nicht erwarten. Bundi betont, mit den «Signori Suizzeri et Grigioni» seien nur die Bündner gemeint, was terminologisch ohne weiteres möglich ist und mit dem (evtl. späteren?) Titel der Rede übereinstimmt. Doch wundere ich mich, dass die Churrätier 1411 als «gente invincibile», als Terror gegen die Tyrannen Europas und insbesondere gegen die Feinde Italiens galten! Wenn diese Rede echt und richtig datiert ist, so war Tengatino aus meiner Sicht ein Phantast, der die politischen und staatlichen Zustände des gewünschten Bündnispartners nicht gründlich kannte, oder er war ein Visionär. So entdeckte ich weniger «durchaus realistische Züge» (S. 39) eines Bündnisprojektes von 1411 als der Verfasser.

Die Auswertung dieser Rede, die neues Licht auf die ennetbirgische Politik der Bündner werfen könnte, bleibt leider hypothetisch. Rein sprachliche Kriterien der Echtheitsprüfung sind schwierig anzuwenden, weil auch die Abschrift eines italienischen Originals von 1411 stilistisch und begrifflich im 17./18. Jahrhundert modernisiert werden konnte. Eine andere historische Deutung, die vielleicht eine nähere Überprüfung wert wäre, sei hier zur Diskussion gestellt. Nehmen wir an, die Rede sei im 16. Jahrhundert gehalten worden oder konkreter, der Kopist habe im 17./18. Jahrhundert irrtümlich 1411 statt 1511 gelesen, dann wären viele Rätsel gelöst. Eine Übersetzung aus dem Lateinischen könnte man mit grosser Wahrscheinlichkeit ausschliessen. Freiheitsrhetorik und humanistisch-klassische Bildung und entsprechende kulturelle Überlegenheitsgefühle des Redners über die ruhmreichen kriegstüchtigen Bündner und Eidgenossen entsprächen mehr der Realität und dem Geist der italienischen Renaissance. Brescia versuchte 1511, sich von der französischen (und nicht etwa von der venezianischen) Fremdherrschaft zu befreien! König Ludwig XII. von Frankreich wäre einer der Tyrannen, «che hanno mortalmente smembrata la già confusa et vilissimamente incarcerata Italia», und tatsächlich hat er Mailand, Teile der Terra ferma und Neapel erobert. Der Begriff «Grigioni» wäre 1511 selbstverständlich, die Drei Bünde waren längst ein staatlich konsolidierter Partner, der mit den «Suizzeri» verbündet war, und diese Militärmacht konnte nach den Burgunderkriegen, dem Schwabenkrieg und den ersten italienischen Kriegen

tatsächlich als «terror dell'Europa» und Schutz gegen italienische Fürsten und «Popoli oltramontani» gelten. Mit der Eroberung des Veltlins und der bündnerischen Nachbarschaft mochte Brescia 1511 vielleicht schon rechnen.

Damit ist ein reizvoller Nebenaspekt des vorliegenden Werkes relativ ausführlich besprochen. Souverän und detailliert untersucht Bundi die Kontakte Graf Jörgs von Werdenberg mit Venedig 1494, die venezianische Unterstützung der Bündner im Schwabenkrieg, den Pavierzug (1512), die Haltung der Venezianer in den Müsserkriegen (1525/26; 1530/31), die Soldverträge von 1500 und 1560–1571 und besonders, in einem Kapitel von über 50 Seiten, den Werdegang und die Bedeutung des Bündnisses von 1603. Man stimmt dem Verfasser gerne zu, wenn er Pensionswesen und Korruption als negative Erscheinungen des Bündnisses von 1603 verurteilt und wenn er bedauert, dass die vorteilhaften Seiten, vor allem die Wirtschaftsartikel, die Auswanderern und Exporteuren zugute kamen, nicht genügend wahrgenommen wurden.

Religiöse und soziokulturelle Beziehungen

Geschickt zeigt der Verfasser, wie die Venezianer die Entwicklung der Reformation nördlich der Alpen und besonders in Zürich und im benachbarten Freistaat der Drei Bünde aufmerksam verfolgten. Gegenüber den italienischen Protestanten war Venedig bekanntlich duldsamer als etwa Mailand oder der Kirchenstaat, wie schon die venezianische Kontrolle über die Inquisition beweist. Diese Haltung entsprang handelspolitischen Rücksichten und dem traditionellen Festhalten am Primat des Staates gegenüber der Kirche. Wie weit theologische Einsichten und religiöse Gefühle mitspielten, ist nicht leicht zu sagen. Lutheraner, Zwinglianer, Täufer und Hugenotten konnten jedenfalls im Venezianischen ihr religiöses Leben freier gestalten als in anderen italienischen Staaten. Reformatorische Schriften gelangten vor allem über Graubünden nach Venedig. Bergell und Poschivo und die italienischen Untertanengebiete der Drei Bünde wurden zum Sammelbecken für protestantische Glaubensflüchtlinge aus Italien, während aus Bünden vertriebene Täufer ins Venezianische flüchteten. Unter dem Einfluss der Gegenreformation wurde die Inquisition seit 1546 auch in Venedig aktiv, und ein Teil der Protestanten wurde aus dem venezianischen wie aus dem mailändischen Gebiet verbannt. Zahlreiche italienische Glaubensflüchtlinge wirkten als evangelische Prediger in den Drei Bünden, so etwa Pier Paolo Vergerio, ehemaliger Bischof von Capodistria, Francesco Negri von Bassano,

Baldassare Altieri aus Padua, Giovanni Pietro Parisot aus Bergamo, Giovanni Antonio Cortesi aus Brescia. Hier wie bei der Darstellung von Bündnisverhandlungen leistet der Verfasser auch einen nützlichen Beitrag zur bündnerischen Personengeschichte.

Gewissensfreiheit und religiöse Verfolgung, Toleranz und Intoleranz sind ein zentrales Thema dieses Buches. Das relativ liberale Klima in Venedig und in Graubünden hat Bundi überzeugend beschrieben. Aber das Thema könnte auch in einem weiteren geistes- und kirchengeschichtlichen Rahmen erörtert werden, um Missverständnissen wie der Verallgemeinerung regionaler Zustände vorzubeugen. Nicht Humanismus, Reformation oder Gegenreformation, sondern spätere Theologen beider Konfessionen und die Aufklärung halfen dem Toleranzgedanken zum Durchbruch. Altgläubige Zürcher flüchteten in die Innerschweiz, neugläubige Locarner nach Zürich, um nur zwei Beispiele zu nennen. Für die Religionskriege waren beide Konfessionen verantwortlich. Der schrecklichen Ausrottung von Ketzern im Mittelalter und dem Wüten der katholischen Inquisition in der Gegenreformation steht leider auf protestantischer Seite etwa die Tatsache gegenüber, dass die Zürcher Staatskirche Täufer, die radikalsten Neugläubiger, in der Limmat ertränkte, und dass auch im bernischen Herrschaftsbereich mindestens 24 Täufer hingerichtet wurden. Im Schmerz über diese Pervertierung der frohen Botschaft, teilweise aus politischen Interessen, können sich die Gläubigen beider Konfessionen einig fühlen. Das ist nur der Versuch, die reichen Quellen auch aus anderer Perspektive zu deuten.

Das letzte Kapitel trägt den Titel «Soziokulturelle Beziehungen im Zeitalter der Gegenreformation (ca. 1570 bis 1620).» Bundi beschreibt kurz Venedig im ausgehenden 16. Jahrhundert, am Ende der grossen Renaissancezeit, als «Zentrum der Lebensfreude und des Vergnügens, der Lebenskunst («cortesia»), der Musik und der Feste» (S. 261). Die Zahl der im 16. Jahrhundert im Venezianischen niedergelassenen Bündner schätzt Bundi auf etwa 3000, und nach dem Bündnis von 1603 sei die Zahl angewachsen. Sie waren Gewerbetreibende, Kaufleute, Söldner, Studenten, Pilger und Viehhändler.

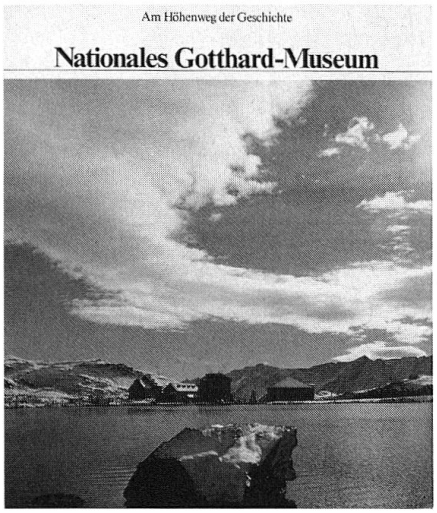
Venedig beeinflusste die bündnerische Baukunst (Patrizierhäuser, Engadiner Haus) nicht nur stilistisch, sondern allein schon durch die finanziellen Mittel der Rückwanderer und Pensionsempfänger. In Padua, an der freiesten italienischen Universität des 16. Jahrhunderts, studierten zahlreiche Bündner, hauptsächlich Protestanten aus der Oberschicht, aber auch weniger begüterte Studenten vorwiegend aus den italienischsprachigen Tälern. Die katholischen Bündner bevorzugten die Universität Pavia.

Natürlich hatte die bündnerische Alpenrepublik dem Renaissancezentrum Venedig kulturell weniger zu bieten als sie empfing. Die Vermittlung protestantischer Schriften aber war doch ein wesentlicher Beitrag, und Bündner beider Konfessionen förderten wohl auch das relativ liberale Klima der Republik.

Abschliessend untersucht der Verfasser, «was aus jener Zeit derart intensiver gegenseitiger Beziehungen zwischen beiden ehemaligen Republiken heute noch zurückgeblieben sei» (S. 274). Die Spuren der Bündner im Venezianischen seien nur noch in den Archiven anzutreffen. Bleibende venezianische Kultureinflüsse entdeckt Bundi im San Zeno-Patrozinium, in sprachlichen Ausdrücken wie dem engadinischen «sindal/zindel» (Schleier, Braut-, Trauerschleier oder Trauerflor), in der Baukunst und Malerei (Bilder der Schlacht von Lepanto in den Kirchen von Vella und Santa Maria di Calanca), in Gegenständen venezianischen Ursprungs wie Hals- oder Brustketten, Degen, Münzen usw. sowie in den Venedigersagen über fremde Metallsucher und den Zauber der Dogenstadt.

Das Werk ist vorbildlich dokumentiert, bringt mit seiner weitgespannten Thematik viel Neues und Grundlegendes und wendet sich nicht nur an Fachhistoriker, sondern an den weiten Kreis der an Bündner Geschichte interessierten Leser. Unser Dank an Martin Bundi sei die eifrige Lektüre seines Buches und die freundliche Auseinandersetzung mit seinen Thesen.

Lothar Deplazes



Nationales Gotthard-Museum

Am Höhenweg der Geschichte

Herausgegeben von der Stiftung Pro St. Gotthard
180 Seiten, 374 teils farbige Abbildungen und graphische Darstellungen. Ausgaben in italienischer, deutscher, französischer und englischer Sprache. Airolo 1989. 40 Franken

«Am Höhenweg der Geschichte»

Im Herbst 1971 standen die Liegenschaften auf der Gotthard-Passhöhe zum Verkauf. Der daraufhin gegründeten Stiftung Pro St. Gotthard gelang es, alle Bauten zu erwerben, um «die Umgebung des Gotthard-Passes und das Hospiz als Zeugnis von nationaler Bedeutung für unsere Geschichte und als Ausdruck der schweizerischen Freiheit und Unabhängigkeit zu bewahren.» Die 1834 erstellte «Alte Sust» dient seit dem August 1986 als «Museo Nazionale del San Gottardo», das während der Sommermonate offen steht.

Graubünden hat zum Gotthard seit jeher ein etwas zwiespältiges Verhältnis gehabt: Waren die Bündner Pässe in Altertum, Früh- und Hochmittelalter sehr viel wichtiger und häufiger begangen, entwickelte sich seit dem 13. Jahrhundert eine grosse Rivalität, bei der bald die eine, bald die andere Seite die Nase vorn hatte. Der Erstellung einer Fahrstrasse über Bernhardin und Splügen 1818–1823 stellten Urner und Tessiner wenige Jahre später eine eigene «Kunststrasse» entgegen. Den Vergleich mit dem Gotthard konnten die Bündner Pässe allerdings sehr gut aushalten bis 1882, als dort die Bahnlinie eröffnet wurde. Jahrzehntelang sind seither (fast) alle Probleme der Bündner Volkswirtschaft der fehlenden Ostalpenbahn in die Schuhe geschoben worden. Heute allerdings scheint nicht mehr ganz so klar, wo denn nun die bedauernswerteren Leute zu suchen sind: in Graubünden mit seiner weiterhin fehlenden Transitbahn und einer «nur» zweispurigen Nationalstrasse, oder in Urnerland und Leventina mit Gotthardbahn und -autobahn sowie in Aussicht stehender Neuer Alpentransversale (NEAT).

Umso interessanter ist es, Darstellungen zu einem Alpenübergang ausserhalb Graubündens zur Kenntnis zu nehmen, nach Gleichem und Unterschiedlichem zu suchen.

Die Ähnlichkeiten beginnen schon bei den zwei Kapiteln, die sich nicht mit Geschichte befassen, sondern mit Geologie, Klima, Flora und Fauna. Sie setzten sich fort in den Beiträgen «Der Gotthard und die Eidgenossenschaft» sowie «Verkehr am Gotthard». Was dort über die staatsbildende Bedeutung des Übergangs bemerkt wird, kann ebenso für Bündner Pässe und Freistaat der Drei Bünde gelten. Zu Recht wird aber auch darauf hingewiesen: «Das königliche und adelige Interesse an der Beherrschung des Gotthardpasses soll nicht darüber hinwegtäuschen, dass die alltäglichen und laufenden Bemühungen um die Strasse und den Verkehr von den Bewohnern der anliegenden Talschaften und Städte geleistet wurden.» Gleich wie in Graubünden gab es genossenschaftlich organisierte lokale Transportorganisationen, die den Warenverkehr zu monopolisieren suchten und tatsächlich erreichten, dass bis ins 19. Jahrhundert Einnahmen und Verdienst vor allem den Einheimischen zugute kamen. Von den Darstellungen in Graubünden kennt man die Tendenz, die Bedeutung des «eigenen» Passes im günstigsten Licht erstrahlen zu lassen. Dieser Versuchung entgeht man offenbar auch anderswo nicht: Am Gotthard gilt es, den Makel einer sehr viel späteren durchgehenden Öffnung (nach 1200) wettzumachen. Natürlich ist auch der Gotthard der kürzeste Pass; fragt sich nur, welche Ausgangs- und Endpunkte gelten sollen . . . Im ganzen aber scheinen mir diese Darstellungen durchaus geglückt und wissenschaftlich auf neuestem Stand. Mehr als nur schmückendes Beiwerk ist die reiche und instruktive Bebilderung.

«Die militärische Bedeutung des St.-Gotthard-Raumes» hebt den strategischen Wert dieser Verkehrsachse wie auch die vielen Versuche hervor, sich ihrer zu bemächtigen. Vor allem zur Zeit des Zweiten Weltkriegs bedeutete der Gotthard allerdings noch mehr: Er wurde «besonders während jenes Aktivdienstes zu einem Symbol des Widerstandes gegen jede fremde Einmischung in schweizerische Angelegenheiten.» Ich meine allerdings, dass hier auch angemerkt werden sollte, was denn die Achsenmächte tief unter dem Hospiz per Güterzug durch den Tunnel schicken durften. Im Dunklen und Verborgenen wollte die «Reduit»-Symbolik nicht ganz so schön geraten.

«Gastfreundschaft am Gotthard» scheint mir das unmittelbar ansprechendste Kapitel zu sein. Es berichtet von Sorgen und Nöten der Passbezwinger, aber auch den Mönchen und ihren Hospizen, wo Nahrung, Wärme und Unterkunft in Aussicht standen. Hier wird die Geschichte konkret, zum Bericht von Menschen und Häusern, Saum-

pferden und Wagen, Schneestürmen und Lawinen. Diese Strapazen sind heute weitgehend Vergangenheit. Die Eiligen fahren in Zug oder Auto durch den Gotthardtunnel. Die neueste Verkehrsgeschichte kommt im ganzen Band allerdings etwas gar zu kurz. Hier wäre darauf hinzuweisen, dass Transitverkehr für die Anwohner an den grossen Durchgangsstrecken heutzutage mancherlei Ungemach bedeutet. Vielleicht ist aber das vorliegende Buch nicht der rechte Ort, um solche Nörgeleien loszuwerden. Immerhin verhalten sich die Besucher des Museums gewissermassen antizyklisch: Sie nehmen sich Zeit, bezwingen den Pass, lassen sich über alte Zeiten belehren, essen und trinken in der Cafeteria des Museums. Dass sie die Stätte der Erbauung im Auto erreichen, wird ihnen nun hoffentlich niemand auch noch verdenken wollen.

Jürg Simonett